

## Die Schweiz, das kleine Stachelschwein ...

Meine Eltern waren ein glückliches Paar. Als mein Vater kurz vor Kriegsausbruch starb, brach für die Mutter eine Welt zusammen. Die Verwandten kamen zu uns, trösteten sie und die kleine Schwester. Zu mir sagten sie, ich müsse tapfer sein, der Mama helfen und das Schwesterchen Meieli beschützen. Schwere Zeiten würden über Europa hereinbrechen. Ich war vierzehn Jahre alt. Wenn wir nur das Haus nicht verkaufen müssen, dachte ich. Das Haus am See in Küsnacht – der Vater hatte es erworben und sich noch kurze Zeit daran erfreuen können. Für uns blieb das Haus Heimat, Sicherheit, Erinnerung an glückliche Zeiten.

Als Wilhelm Gustloff, Führer der deutsch-nationalsozialistischen Organisationen der Schweiz, in Davos ermordet wurde, hielt sich mein Vater an einer Tagung in Davos auf. Er kam entsetzt nach Hause, warf deutsches Propagandamaterial auf den Tisch – deutscher Parteistaat Schweiz! – Auch ohne den Vater blieb unsere Familie politisch aufmerksam. Wir fühlten uns getragen von einem fast fanatischen Patriotismus: «Lieber den Tod, als in der Knechtschaft leben». In Küsnacht wurden angesehene Persönlichkeiten als Verräter entlarvt. Die Tochter einer Nachbarin schickte mir die Einladung, ihr beim Aufbau einer Jugendorganisation nach dem Vorbild «Bund deutscher Mädchen» behilflich zu sein. Ich schrieb wütend zurück – die Verwandten nannten mich unvorsichtig.

Die Landesausstellung 1939 erlebte ich in einer Art Euphorie. Der Höhenweg mit den Gemeindewappen, vor allem die Statue «Wehrwille», bewegten mich fast zu Tränen. (Heute, an die scharfe Kante der Kantonsschule Rämibühl plaziert, ist sie nur noch ein abgestelltes Requisit). Es folgten der Überfall Deutschlands auf Polen und die Generalmobilmachung der Schweiz. Wir waren wie betäubt. Jeder hatte den Krieg vorausgesehen, aber immer noch eine friedliche Lösung erhofft. - Unsere kleine Familie hörte die Nachricht aus dem Radio. Hitlers Stimme brüllte durch die Wohnstube. Dann stellten wir den Apparat ab. Die Stube wurde totenstill. Plötzlich weinte die Mutter. Meieli sagte: «Du musst nicht weinen. Der Papa ist doch schon gestorben.»

\* \* \*

Zum Glück hatten wir die Schule, das Mädchengymnasium auf der Hohen Promenade in Zürich. Es gab in unserer Klasse keine Sympathisanten mit Deutschland; wir waren durch unsere Lehrerin Elisabeth Brock kulturell ganz auf Frankreich ausgerichtet. Carl Helbling dozierte uns Thomas Mann, den wir manchmal in Küsnacht spazieren sahen. Und der temperamentvolle Busigny liess uns «De bello Gallico» übersetzen, nicht ohne Abschweifungen auf die aktuelle Kriegssituation. – In der Turnhalle waren Soldaten einquartiert. An der Tür hing eine Landkarte Europas. Darauf markierten sie täglich mit Fähnchen die Positionen des deutschen Vormarsches und der italienischen Verbündeten. Zuletzt, 1940, war die Schweiz – »das kleine Stachelschwein« – total umzingelt und würde, wie ein Landserlied höhnte, von der deutschen Armee im Rückweg eingenommen.

In der schlimmsten Zeit verkehrten die Züge am rechten Seeufer nur im Abstand von eineinhalb Stunden. Der Unterricht begann im Sommer um sieben Uhr. Ich hätte schon den Sechsuhrzug nehmen und dann eine halbe Stunde auf der

Promenade warten müssen. Lieber marschierte ich mit der Schulmappe dem See entlang nach Zürich. Das war auch beklemmend: Kolonnenweise fuhren mir Autos entgegen, hochbepackt. Wer es sich leisten konnte, verliess die Stadt. Und ich dachte, allein in der kalten Morgenluft: Wir üben den Ablativus absolutus und diskutieren die französische Revolution, erproben die Gesetze der Schwerkraft. Aber Weltgeschichte umdröhnt uns. Vielleicht bin ich nur noch einige Wochen auf dieser Welt. - In Zollikon wartete die Freundin Elisabeth auf mich. Manchmal besuchten wir Vorstellungen im Schauspielhaus und Opernhaus, dem damaligen Stadttheater. Es gab Konzerte. Während der obligatorischen Verdunkelung war das schwieriger, aber nicht gefährlich. Heute ist es kaum vorstellbar, dass man bei fast totaler Finsternis durch die nächtliche Stadt gehen könnte, ohne belästigt oder beraubt zu werden.

Eine Freundin von mir, Sängerin in Ausbildung, wohnte an der Nordstrasse. Zusammen mit ihrer Schwester kam sie über die Brücke durch den Platzspitz die Bahnhofstrasse hinauf zur Tonhalle. Und den gleichen Weg liefen sie wieder zurück. Um Mitternacht waren sie zuhause. Bis heute, wenn sich in der Nacht die Lichter vom Seeufer im Wasser spiegeln, erinnere ich mich an die dunkle Zeit – und an die grenzenlose Freude, als endlich Friede und Licht wieder aufscheinen konnten.

\* \* \*

Die Schulleitung der Hohen Promenade war erstaunlich einsichtig für die Situation ihrer Schülerinnen. Sie boten uns die Maturitätsprüfung drei Monate früher als üblich an, wenn wir anschliessend sieben Wochen lang bei Bauern arbeiten wollten. Das taten wir – zum Glück bestanden alle die Prüfung. Der Sprung von unserer intellektuellen Insel zum harten Dasein auf Bauernhöfen, wo die Männer Dienst leisteten und die Frauen doppelt arbeiten mussten, war ein heilsames Erlebnis. Ich kam auf einen abgelegenen Hof in den Franches Montagnes. Von der Bahnstation aus kutscherte mich der Bauer eine gute Stunde weit zu seinem Anwesen. Als wir auf der Hügelkuppe von Les Aubes ankamen, ging die Sonne unter. Das Gehöft war eine grössere Hütte, geflickt und notdürftig zusammengehalten. Im Stall brüllten die Kühe. Eine alte Frau kam aus dem Wald, schleppte an Seilen und Schnüren dürres Holz hinter sich her. Als sie mich sah, lachte sie laut. «Meine Mutter», sagte der Bauer. «Elle est un peu tric-trac.» Der Bauer hinkte. Er hatte einen Unfall gehabt. Die Bäuerin stand am Herd, eine schwarzhaarige, blasse Frau.

In den Wäldern und auf den steinigen Weiden der Franches Montagnes habe ich Fremdheit auf eine weltabgeschiedene Weise kennengelernt. Ich sah das Land aus dem Frühnebel auftauchen. Die Herbstzeitlosen in den Wiesen leuchteten wie kalte Flammen.

In dieser Welt, die sich ihre Wildheit und ihr Geheimnis bewahrt hatte, umgeben von einem Dialekt, den ich kaum als Französisch empfand, begann ich Ramuz zu lesen. Zuerst «Farinet», dann «La Mort du Grand Favre». Die grossen, traurigen Geschichten. Das Schicksal rächend und strafend. Mit Ramuz fand ich «les seules constatations valables», welche aus körperlicher Erfahrung eine geistige Welt schaffen.



*In der Einsamkeit von Les Aubes.*

Nach dem Schulwissen öffnete sich hier bei der Arbeit des Tages und in der kalten, funkelnden Nacht eine Übersetzung von Vergils *Bucolica* aus einer wilden Wahrheit heraus. Ich lernte französisch reden wie der Bauer und seine Frau. Ich las Ramuz. Seine Sätze blieben in mir, ihr Rhythmus, ihre Steigerung – und die Pause, bevor ein kurzer Satz, ein Wort wie ein Stein in die Tiefe fällt.

Das war im Herbst 1942. Es gab keine Zeitungen in Les Aubes. Nur Gerüchte und Nachrichten, welche der Bauer aus dem Dorf brachte. «Hitlers Europa» umgab die Schweiz. London lag in Trümmern. Deutsche Einheiten standen vor Stalingrad. Churchill hatte Stalin in Moskau besucht. 12 000 Angehörige der Deutschen Kolonie zogen mit Hakenkreuzfahnen und umjubelt von Zuschauern durch die Strassen von Zürich... Es war schwer, das alles zu fassen in der Einsamkeit von Les Aubes. Ich tat meine Arbeit in der Küche und im Stall. Ich tränkte die Kälber und fütterte die Schweine. Und versuchte in Gedanken, eine Geschichte zu schreiben. Fast unbewusst mass ich meine Sätze an Ramuz.

Nach sieben Wochen begann ich das Studium. In Zürich. Das schönste Erlebnis war die Verkündigung des Friedens. Und ein Jahr später die Rede Churchills in der Universität. Er rief zu Mut und Versöhnung auf. Unsere Verehrung für den unerschrockenen und klugen Mann, temperamentvollen Redner war so heiss und so eng drängten sich die Zuhörer, dass Kondenswasser über die Marmorwände der Aula herabfloss. Für uns blieb kein Zweifel an einer verheissungsvollen, friedlichen Zukunft.

Ursula Isler